Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 2. 6. 1935 | Nr. 22

Der Ordenspreuße Konrad Bitschin,

ein Kronzeuge nationalsozialistische Erziehungslehre.

Von **Willy Damaschke.**

Gesunder Preußengeist ist der Geist der Ordnung. Die großen Preußen waren immer die großen Ordner. Auf altpreußischem Boden entstand der erste moderne Ordensstaat, der Staat des Deutschen Ritterordens. Auf ostdeutschem Kolonialboden entwickelte sich die große Handelsordnung der Hansa zur vollen Blüte. Nikolaus Coppernicus aus Thorn ordnete das äußere Weltbild, Imanuel Kant aus Königsberg das innere. Der Ostpreuße Gottfried Herder, der große Anreger Goethes, weckte im deutschen Volke und in den Völkern des europäischen Ostens den Willen, das Volkstum zum Mittelpunkt aller politischen und kulturellen Ordnung zu machen. Und so könnte die Preußenreihe der großen und kleinen Ordner noch weiter fortgesetzt werden bis in unsere Tage, bis zu dem Ostpreußen Arno Holz, dem Gesetzgeber des „konsequenten Realismus“ in der Dichtung und bis zu Hindenburg und Ludendorff, den bestimmenden und größten Schlachtordnern des Weltkrieges.

Nur ein Ostdeutscher, der auch in diese Ehrenreihe gehört, ist immer noch wenig bekannt im deutschen Volke: der um 1470 gestorbene **Konrad Bitschin.** Und doch ist er der Mann, der als Deutscher zum **erstenmal Erziehungs**gedanken in ein **System,** in eine bestimmte Ordnung gebracht hat. Das tat er in dem „Vierten Buch“ seiner lateinisch geschriebenen neunbändigen Enzyklopädie „Vom neuen ehelichen Leben“. Vor genau 500 Jahren arbeitete Konrad Bitschin an diesem Werk, in der Stadt Kulm, wo er Stadtschreiber und Geistlicher war. Als Kind seiner Zeit hat er natürlich vieles anders beurteilt als wir Menschen des 20. Jahrhunderts. Andererseits enthält sein „Viertes Buch“ so viele ewige Grundwahrheiten, die gerade heute wieder neu erkannt und beachtet werden.

Nach Ernst Krieck, dem führenden nationalsozialistischen Pädagogen, ist das Ziel der Menschenformung dreifach: Haltung, Können, Wissen. Auch der Führer des deutschen Volkes kommt in seinem Buche **„Mein Kampf“** zu einer ähnlichen Anordnung der Erziehungsziele. An die erste Stelle setzt er die Heranzüchtung eines gesunden Körpers. Zweitens fordert er Entwicklung des Charakters, besonders des Willens und der Entschlußkraft. Erst an die dritte Stelle setzt Adolf Hitler die wissenschaftliche Schulung. „Der völkische Staat muß von der Voraussetzung ausgehen, daß ein zwar wissenschaftlich wenig gebildeter Mensch mit gutem, festem Charakter, erfüllt von Entschlußfreudigkeit und Willenskraft, für die Volksgemeinschaft wertvoller ist als ein geistreicher Schwächling.“

Ist es nicht merkwürdig, daß Konrad Bitschin vor 500 Jahren die **gleiche** Reihenfolge der Erziehungsziele aufstellte? Er sagt: Der Erzieher hat „auf dreierlei Bedacht zu nehmen, nämlich auf die Gesundheit des Körpers, auf die Regelung des Begehrens und auf die Erleuchtung des Verstandes.“

Bei solcher Grundhaltung Bitschins kann es nun nicht mehr verwunderlich sein, wenn er auch in vielen Einzelheiten mit nationalsozialistischen Erziehungsforderungen übereinstimmt. Im folgenden soll Bitschin selber das Wort nehmen zu den drei Hauptaufgaben der Jugenderziehung und Jugendschulung.

Heranzüchtung eines gesunden Körpers: Leibesübungen. Schon in dem Kapitel „Wie die Knaben ernährt und aufgezogen werden sollen von der Geburt bis zum siebenten Lebensjahre“ sagt Bitschin: „Körperliche Übung fördert die Gesundheit in jedem Lebensalter. Zweitens macht sie den Leib beweglicher, weshalb Knaben, die sich körperlichen Übungen hingeben, beweglicher sind als die, welche — bei sonst gleichen Verhältnissen — der Ruhe pflegen. Drittens wirkt sie auf das Wachstum ein, indem sie die Verdauung und folglich die Ernährung befördert. Viertens stärkt sie die Glieder, denn jeder erfährt es an sich selber, daß, wenn er sich gehörigen Übungen hingibt, seine Gliedmaßen fester und kräftiger werden, und das ist besonders nützlich für Knaben, damit ihr Leib nicht aus Verzärtelung verkümmere. Vor allem aber geziemt es sich, daß die Bewegung dem Kindesalter angemessen sei.“ Bitschin erscheinen z. B. Ballspiel und leichter Ringkampf als Leibesübungen für Knaben im zweiten Lebensabschnitt (von 7—14 Jahren) passend. Vom 18. Lebensjahr und danach verlangt Bitschin außer dem „eigentlichen Ringkampf“ kriegsmäßige Übungen: „Reiten und andere auf das Soldatenwesen bezügliche kriegerische Tätigkeiten. Denn die Väter sollen ihre Söhne so auferziehen, daß sie Anstrengungen ertragen können, was am ersten dann möglich wird, wenn sie dieselben an die genannten erforderlichen Leibesübungen gewöhnen. Denn ein jeder Bürger hat die Pflicht für die Verteidigung seines Vaterlandes zu kämpfen und deshalb muß er einen derartig gewöhnten Körper haben, daß er solche kriegerischen Strapazen zu ertragen vermag.“ Bitschin ist also ein Freund der **Wehrerziehung,** die er in dieser Welt des Kampfes nun einmal für notwendig hält. Dabei liegt es ihm ferne, den **Krieg zu predigen;** er bekennt sich in seinem Buch zum **Frieden, bejaht aber den Verteidigungskrieg (Kap. 38 bis** 41 im 8. Buche). Die körperlichen Übungen sind für Bitschin im Endzweck **„Zuchtformen für das Benehmen“.** (Kap. 28.) **Kraft durch Freude.** In dem Kapitel „Wie junge Leute sich dem Spiele gegenüber verhalten sollen“ erklärt Bitschin ausführlich, warum das „ehrsame Spiel“ im Leben etwas Notwendiges ist. „Der menschliche Geist kennt keine Ruhe; wenn nun jemand sich keinen erlaubten Ergötzlichkeiten hingibt, so wird er zu unerlaubten verleitet.“ „Niemand erreicht seinen Zweck auf einmal; damit man nun nicht im Laufe der unausgesetzten Arbeit in der Verfolgung des Zweckes ermüde, ist es von Nutzen, einige Zerstreuungen und Spielerholungen von Zeit zu Zeit zwischen die ernste Arbeit einzureihen, damit man dabei wieder etwas Ruhe genießen und dann um so emsiger auf die Erreichung des Zieles hinarbeiten könne.“ Bitschin nennt solche Einstellung „rechte Lebensart oder Heiterkeit.“ Zu den „Spielsorten“ für junge Leute zählt er das Lautenspiel und überhaupt das Musikspiel, das ihm als „höheres Vergnügen der Seele“ gilt. Schon den Knaben bis zum 7. Lebensjahr ist „Erholung zu gewähren durch Spiele oder Erzählungen und angemessene Lieder.“ Das gilt erst recht und in erweiterter Form für die späteren Lebensjahre. Als eine „ehrbare Ergötzlichkeit“ preist Bitschin vor allem auch die Theaterkunst, der er ein besonderes Kapitel widmet (Kap. 64) und das er so schließt: „Deshalb richteten die Gesetzgeber Festtage ein, damit die Menschen zur Freude und zur Ruhe von Staates wegen gezwungen würden und gewissermaßen mit der notwendigen Maßhaltung die Arbeiten unterbrächen.“

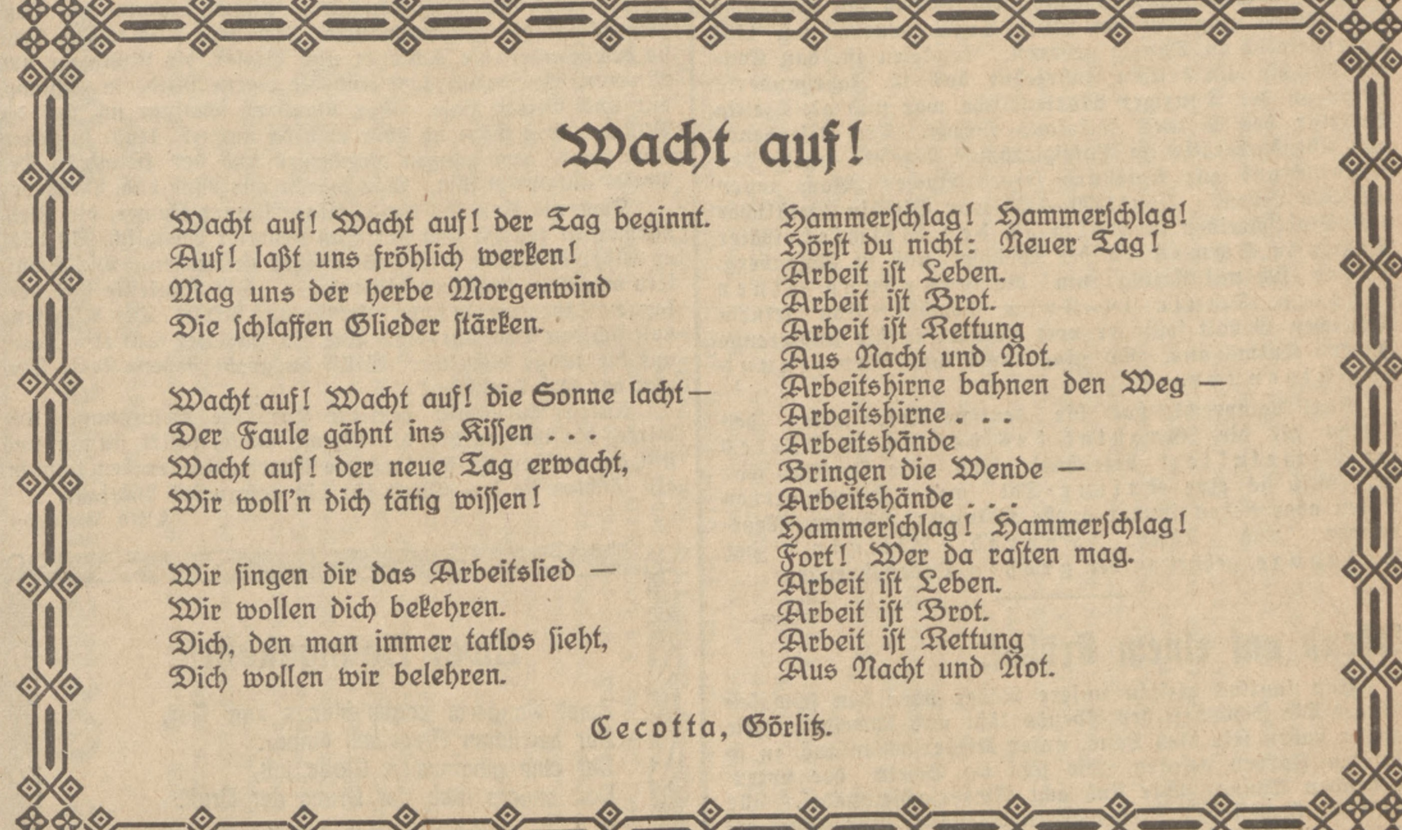
Charakterbildung. Die äußere, körperliche Männlichkeit zeigt sich als Widerstandsfähigkeit des Leibes. Die innere, seelische Männlichkeit ist bei Bitschin der „gehörig ausgebildete Wille“, das „wohlerzogene Begehrungsvermögen“, zu dem der Jüngling im dritten Siebenjahresabschnitt kommen muß, wenn er nachher als Erwachsener ein wertvoller Volksgenosse und Staatsbürger sein will. „Vom 14. Jahre an und darüber fehlen die jungen Leute, wie es scheint, am meisten in folgenden zwei Dingen. Erstlich beginnen sie, übermütig zu werden, weil sie dann anfangen, von ihrer Vernunft Gebrauch zu machen, und so halten sie sich würdig zum Herrschen und halten es unter ihrer Würde, sich anderen zu fügen. Zweitens verirren sie sich darin, daß sie sich mit Liebessachen befassen, weil sie dann schon heftiger vom Geschlechtstrieb gereizt werden.“ Wie die Jünglinge vor diesen zwei Gefahren zu schützen sind, zeigt Bitschin in den Kapiteln 19 bis 35 seines „Vierten Buches“. In geradezu klassischen Worten preist er darin die Gemeinschaftserziehung. Nicht auf die Lehre kommt es in der Erziehung zum Charakter an, sondern auf das gute Beispiel der Eltern, Lehrer und anderen Miterziehern und auf das Üben in den guten Sitten. Üben kann sich der junge Mensch in den guten Sitten nur, wenn er in Gemeinschaft mit anderen lebt, in der „Gesellschaft guter und getreuer Genossen.“ Der tragende Grund der Gemeinschaft ist die Liebe, sie ist das Trachten nach dem Heil des anderen. „Die Liebe geht aus einer Gemeinschaft hervor, so daß also dort die größere Liebe vorhanden ist, wo die größere Gemeinschaft herrscht.“

Wissenschaftliche Schulung. „Von der Erlernung der Wissenschaft“ spricht Bitschin in den Kapiteln 33—56. Jeder der „sieben freien Künste“ (Grammatik, Logik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie) widmet er einen besonderen Abschnitt, worin er Wesen und Bedeutung der betreffenden Wissenschaft kurz kennzeichnet. Als spätmittelalterlicher Gelehrter kennt er außer den sieben alten „artes liberalis“ noch andere. „Außer diesen sieben Wissenschaften sind neuerdings noch viele zu merken, die noch höher stehen“; in dieser Reihe **nennt er u. a. die Ökonomie und die Politik.**

In den Ratschlägen „Wie man die Wissenschaften studieren soll“ zeigt sich Bitschin als ein „Studienrat“, den wir noch heute, nach 500 Jahren, liebgewinnen müssen.

„Es besteht das Studium in einer energischen Hinwendung des Geistes auf irgend einen Gegenstand, die mit höchster Willenskraft durchgeführt werden muß.“ „Bücher zu wälzen genügt zum Studium nicht, sondern es ist nützlich, tüchtige Gelehrte anzuhören. Denn das Gehör ist der Weg zur Wissenschaft. Das gehörte Wort lehrt eindringlicher als die gelesene Schrift.“ „Weil nun aber niemand eine tiefgehende Erkenntnis in den Wissenschaften erlangen kann ohne unausgesetzte Einsicht in gelehrte Bücher und ohne Anhörung gelehrter Männer, so ist es für den Studierenden nicht ausreichend, die Lehrer zu hören, sondern er muß auch fleißig Lektüre treiben.“ In dem Kapitel über Lektüre bringt Bitschin ein Wort des Peter von Blessen: „Unter allen Büchern scheinen die **historischen** Bücher hervorragend nützlich zu sein, denn in ihnen findet sich das Beste aufgezeichnet, indem sie zur herrlichen Aneignung der Sittlichkeit führen.“

Bitschens sittliche Einstellung zur wissenschaftlichen Schulung zeigt sein Kapitel „Das Wissen, seine Arten und Wirkungen.“ Das Wissen soll zur Weisheit führen, jeder Studierende soll „zur Weisheitskunst sich hoch emporschwingen.“ Die verschiedenen Seiten der Weisheit sind folgende sechs: Vernunft, Verstand, Voraussicht, Umsicht, Vorsicht und Lehrkraft. In diesem Zusammenhang zitiert Bitschin Seneca: „Wer weise ist, ist maßvoll und beständig; wer beständig ist, ist ohne innere Unruhe; wer ohne innere Unruhe ist, ist ohne Betrübnis, und wer ohne Betrübnis ist, ist glücklich, und so reicht die Weisheit zu einem glücklichen Leben hin.“ Bitschin wußte also, daß die wissenschaftliche Schulung nicht allein der Ausbildung des Verstandes zu dienen hat, sondern den ganzen Menschen erfassen soll. Seine Nachfahren, beeinflußt von der italienischen Renaissance, haben das bald vergessen. Wie die „intellektualistischen“ Menschen unserer Tage, die, trotzdem sie viele Künste trieben, immer weiter von dem Ziele kamen, weil sie charakterlich schwach und ohne feste Weltanschauung waren. Bitschin wußte: „Der Verstand ist ein Aufspüren der Wahrheit“ Aber der moderne „Intellektualist“ stellte bei allem und jedem die Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?“ und wollte nicht verantwortlich sein („Ich wasche meine Hände in Unschuld“). Der „Intellektuelle“ sieht auch hochmütig herab auf den Mann mit der schwieligen Faust und hält sich für etwas „Besseres“. Wie anders stand der wirklich große Gelehrte Konrad Bitschin dem handwerkenden Stande gegenüber! Er stellt in seinem Erziehungsbuch die „sieben mechanischen Künste“ **(das Handwerk) gleichwertig** neben die „sieben freien Künste“ und gibt jeder ein ehrendes Kapitel. „**Alle** jugendlichen Leute, die ins öffentliche Leben eintreten wollen, müssen zeitweilig **an körperliche Arbeiten gewöhnt werden.**“ Ja, Bitschin gibt den adligen Eltern den guten Rat, ihre Söhne auch in einem Handwerk unterrichten zu lassen. Jeder Beruf habe seine Ehre und darum dürfe niemand, „wie sehr er auch nach Stand, Tüchtigkeit, Würde, Macht, Wissen, Können und Ehre erhaben dastehe, seinen Nächsten verachten, auch nicht den Geringsten, wegen niedrigen Standes oder wegen bescheidener Verhältnisse oder wegen seines Handwerks.“ „Denn ein jeder Mensch, wer er auch immer sei, ist ein Glied seiner sozialen staatlichen Gemeinschaft, und somit ist er für den Staat notwendig und nützlich, und durch die Tätigkeit seines Fleißes, durch seine Kunst und seine Hingebung **kann er auf dem ihm beschiedenen Posten und zu seiner Zeit den Brüdern Nutzen bringen.**“



Wacht auf!

Wacht auf! Wacht auf! der Tag beginnt.
Auf! laßt uns fröhlich werken!
Mag uns der herbe Morgenwind
Die schlaffen Glieder stärken.

Wacht auf! Wacht auf! die Sonne lacht—
Der Faule gähnt ins Kissen . . .
Wacht auf! der neue Tag erwacht,
Wir woll'n dich tätig wissen!

Wir singen dir das Arbeitslied —
Wir wollen dich bekehren.
Dich, den man immer tatlos sieht,
Dich wollen wir belehren.

Hammerschlag! Hammerschlag!
Hörst du nicht: Neuer Tag!
Arbeit ist Leben.
Arbeit ist Brot.
Arbeit ist Rettung
Aus Nacht und Not.
Arbeitshirne bahnen den Weg —
Arbeitshirne . . .
Arbeitshände
Bringen die Wende —
Arbeitshände . . .
Hammerschlag! Hammerschlag!
Fort! Wer da rasten mag.
Arbeit ist Leben.
Arbeit ist Brot.
Arbeit ist Rettung
Aus Nacht und Not.

Cecotta, Görlitz.

Bitschin hat in seinen erzieherischen Gedanken das Bild des Knaben oder Jünglings vor Augen gehabt. Doch beschließt er sein pädagogisches Buch mit kurzen, trefflichen Hinweisen zur **Mädchenerziehung**, die er auf das **Muttertum** ausrichtet (Kap. 68: „Von den Töchtern und jungen Frauen und ihrer Unterweisung", Kap. 70: „Von der Arbeitsamkeit der Jungfrauen"). Bitschin fordert vom jungen Mädchen „innere Reinheit, wackere Arbeit und praktische Liebestätigkeit." Sie sollen sich daneben auch „mit Lektüre beschäftigen." Fein empfunden ist folgende Bemerkung Bitschins: „Junge Mädchen sollen eine gewisse scheue Waldanmut an sich haben, die das Beste ist zur Erhaltung der jungfräulichen Scham."

So ist Bitschins „Viertes Buch" eine uralte deutsche Väterstimme aus des Grabes Nacht, die freudig Ja! sagt zu dem neuen Erziehungsgeschehen im Dritten Reich.

Leider wissen wir über das Leben und die Persönlichkeit des bedeutendsten deutschen Pädagogen des Mittelalters nur wenig. Die Familie Bitschin stammt aus Pitschen in Schlesien. Der Vater Konrads ist ins preußische Ordensland eingewandert. Der Sohn wurde um 1400 wahrscheinlich in Danzig geboren. Erwiesen ist, daß Konrad Bitschin im dritten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts Vikar an der Danziger Marienkirche war und gleichzeitig Sekretär des Notars Nikolaus Wrecht. Die Leseabende und Abendgespräche im Patrizierhause Wrechts legten den ersten Grund zur Abfassung seines Buches „Vom neuen ehelichen Leben". Von 1430—1438 war Bitschin Geistlicher und Stadtschreiber in Kulm an der Weichsel, später Pfarrer in Schwetz an der Weichsel und in Rosenberg. Er hat sich mit Erfolg um die Gründung einer höheren Schule in Kulm bemüht. Von seinem kärglichen Gehalt setzte er noch Legate für die studierende Jugend Kulms aus. So ging auch ihm Gemeinnutz vor Eigennutz.

Karl Lamprecht hat die deutsche Kolonisation des Ostens als die „Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter" bezeichnet. Und eine Großtat war sie, weil sie eine Kultur-Tat war. Hinter großen Taten aber stehen immer große Männer: Künder, Wegebahner und Täter. Konrad Bitschin, der Pädagoge, gehört zu den großen Ordenspreußen.

Abend auf einem Erbhof.

Fast lautlos gleiten unsere Räder über den schmalen Weg. Die Schönheit des Abends läßt uns schweigen. Nie zuvor haben wir dies Land, unser Niedersachsenland, in so bunten Farben gesehen wie jetzt im Schein der untergehenden Sonne. Wir sind acht Niedersachsenmädel, alle aus der Großstadt. Diesen ersten Abend unserer Fahrt erleben wir wie etwas ganz Neues, und doch ist in diesem Gefühl etwas längst Bekanntes. Es ist etwas, das schon in den Geschlechtern vor uns lebte, die jahrhundertelang auf dem flachen Lande wohnten und deren Stimme in dieser Stunde in uns erwacht und uns stärker bindet als die wenigen Jahre Großstadt, die unser Leben umschließen.

Weit dehnt sich vor uns das Land. Ruhig liegen Wiesen und Äcker. Sie heben sich dunkel vom blaßblauen, jetzt neblig verhängten Himmel ab. Weiße Schleier liegen über den Niederungen und weben seltsam verschwommene Gestalten in die aufsteigende Nacht. Ein schmaler Weg läuft neben der holprigen Wagenspur an den Feldern entlang. Hin und wieder führt er an einem Gehöft vorbei.

Endlich haben wir unser Ziel erreicht, zu dem Lisa uns geführt hat. Dunkler ist es inzwischen geworden, und vorsichtig legen wir das letzte Stück unserer heutigen Tagesfahrt zurück.

„Hier ist es", ruft Lisa, als wir an den im Schatten des Waldes liegenden Hof gelangen. Laut schlägt der Hund an. Der Bauer ist vor die Tür getreten, neben ihm steht die Bäuerin.

Während wir unsere Räder verstauen und unter der Pumpe Gesicht und Hände vom Straßenstaub reinigen, bringt uns die Schwester das landesübliche Abendbrot: Bratkartoffeln mit Speck. Riesige Scheiben schneidet sie immer wieder vom selbstgebackenen Brotlaib, bis selbst die Hungrigsten unter uns lachend abwehren müssen. Während des Essens hat uns die Bäuerin bereits stolz von dem erst einen Monat alten Hoferben erzählt, der nebenan in der Kammer schläft. Da wir am nächsten Morgen bereits früh wieder weiter wollen, dürfen wir trotz der späten Stunde noch einmal in die Kammer treten und den kleinen Jungen bewundern. „Wie heißt er" fragt eine von uns? „Heinrich, na' sin Grootvadder!" antwortet der Bauer. „Use lüttge Hein!" sagt die Bäuerin, während sie ihn behutsam zudeckt. Auf Zehenspitzen verlassen wir das Zimmer.

Inzwischen ist auch der Großvater heimgekehrt. Dumpf rollt sein Wagen in die Scheune. Der Bauer geht hinaus, um ausspannen zu helfen. Der Alte, er wirkt noch größer als der Sohn, hat im Nachbardorf Saatkartoffeln gegen eine andere Sorte umgetauscht, soviel verstehen wir aus dem Gespräch.

Später sitzen wir alle zusammen vor der Hoftür. Wir erzählen unsern Gastgebern von der Arbeit in der Stadt und singen ihnen unsere neuen Lieder. Eine BDM-Schar gibt es hier zwar im nächsten Dorf, aber auf die vereinzelten weit verstreut liegenden Gehöfte ist noch wenig Kunde davon gekommen. Da können wir den Bauersleuten viel Neues aus unserem Bund berichten. Dann sprechen wir mit ihnen über unsere Fahrt, die uns durch niedersächsisches Heimatland führen wird. „Es gibt ja noch so viel Mädel in der Stadt, die ihre Heimat noch nicht kennen. Da haben wir Mädel es uns zum Ziel gesetzt, allen unseren Kameradinnen dieses Erlebnis der Heimat zu vermitteln, so wie wir acht Mädel es heute tun. „Ja", meint der alte Bauer bedächtig, „und dat de Stadtlüd mal seihn, dat op'm Lanne ook Minschen wahnen." Dann klopft er seine Pfeife aus. Das ist für uns alle das Zeichen zum Schlafengehen.

Das Hebefest.

Vor sechs Wochen wurde das Grundstück ausgemessen. Das Bandmaß des Geometers schoß blitzend durch die Sonne. Die Hämmer sausten auf die Umgrenzungspfähle.

Heute setzen die Zimmerer den Dachstuhl aufs Haus. Es pocht und klopft den ganzen Tag.

Der Stift Karl, drittes Lehrjahr, soll den Hebebaum, die Birke besorgen. Morgens steht er früher auf, läuft in der Kühle einen taugigen Rain entlang und kappt das Bäumchen. Die feuchten Blätter netzen ihm die Wange. Dann liegt der Busch quer über der Lenkstange seines Rades, der Wind biegt ihm die Ruten vor die Brust, treibt ihm die Würze in die Nase. Ein fröhlicher Beginn! Die Kameraden auf der Baustelle halten ihn an mit He! und Hallo! Sie heben ihn samt der Birke aus dem Sattel.

Er darf den Hebebaum am First befestigen. Der blinkt gelbweiß in der Sonne, und aus Balkenlage und Gesparre strömt Kien- und Harzgeruch nach oben. Zwei lange Nägel fahren ins Holz und eine Bauklammer dazu, und das Bäumchen zittert aus seinem Mark bis in die feinsten Zweige. Bunte Papierstreifen werden heraufgereicht, zieren das im Winde spielende Blattwerk. Karl bleibt einen Augenblick länger als notwendig in der Höhe, den Hammer in den Gürtel gesteckt. Das Leben ist schön, und dieser Tag am allerschönsten. Noch wenige Monate und er wird Geselle sein, und dann: was kostet die Welt?

Heute pfeift der Polier eine eher, heute poltern sie, Maurer und Zimmermann, Geselle, Arbeiter und Lehrling lauter die Stiegen hinunter. Der Bauherr ladet zum Hebeschmaus im „Goldenen Löwen" drüben im Dorf ein. Und bald liegen Buden und Gerüste verlassen.

Karl hat sich kurz vor Feierabend die Hose zerrissen, deshalb kommt er etwas später zum Wirtshaus. Das Fest ist im vollen Schwung, als er den Saal betritt. Auf der ranken- und fähnchengeschmückten Bühne brummt die Baßgeige, singt die Ziehharmonika. An drei Tischreihen sitzen sie beieinander, die Schlosser und Glaser, die Lichtleger und Maurer, die Ziegelträger und die eigene Gilde in Schlapphut und weiter Hose. Der Bauherr schwingt sich auf die Bühne. Was wäre ich ohne euch da unten? Und: Glückauf dem Haus, dem ganzen Handwerk und der Heimat! Der Polier antwortet ihm. Was wären wir ohne dich, Bauherr?

Kamerad Arnolds Geige klingt immer schöner, die Ziehharmonika jauchzt und der Baß brummt behaglich, als hätt' er selber das Bier seines Streichers getrunken. Die Schüsseln dampfen, Zigarren hinterdrein. Die Bauleute sind dem langen Sitzen wenig hold. Grüße und Prost! Der Altgeselle holt sich den Dreijährigen. Wie ein Hammer fällt eine Faust auf die junge Schulter. Willst du grade stehen, Kerl! Das war der Gesellenschlag!

Einen Augenblick verliert Karl die Besinnung. Die Birke, die ihm vorhin die Wange netzte, welkt stumm und still am weißen First. Und die älteren Kameraden trinken, als löschten sie den Durst für ein gesegnetes Baujahr.

Otto Liebscher

Zwei Heimgekehrte

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Tor,
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der eine ging weil's Mode just,
Den andern trieb der Drang der Brust.

Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückt die ganze Sippe herbei,
Da wirbelts von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr gesehn? Erzählt einmal."

Der eine drauf mit Tränen spricht:
„Was wir gesehen? Viel Seltenes nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach uud Hain
Und blauen Himmel und Sonnenschein."

Der andere lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blickes, mit verklärtem Gesicht:
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Anastasius Grün

Die Front.

Auf großer Fahrt in Trient ... Flimmernd und hell liegt der Dom unter der heißen Frühlingssonne. In den weißen Straßen glitzert das Licht; Häuser mit flachen Dächern und kleinen, vergitterten Fenstern säumen die weiten Plätze, fluchend treiben Männer ihre beladenen Maultiere durch die Straßen ... Heiß ist der Weg nach Pergine. Wir werden müde auf der endlosen Straße. Von den kahlen, staubweißen Hängen des weiten Tales, von den heißen, niederbrennenden Sonnenstrahlen wünschen wir uns zurück zu den frischen, grünen Matten am Brenner, auf denen jetzt tausende von Schlüsselblumen und Enzian blühen ... Da stutzen wir plötzlich, bleiben stehen. Graue Haufen tauchen neben der Straße auf. Steine oder Schutt? Aber Stacheldraht dazwischen? — Eisenteile? — Wir schauen uns an, und eine sagt leise: „Die Front!" Wir rechnen nach — ziehen unsere Karten: Es stimmt! Durch dieses Tal lief im Weltkrieg die deutsch-italienische Front. Still stehen wir vor dem Haufen. So lange ist es her — fast 20 Jahre — und noch liegen hier die Zeugen des Krieges als lebendige Mahnung.

Vorsichtig treten wir näher. Stacheldraht, viel Stacheldraht, leere Patronenhülsen, Koppelteile, ein Säbel, ein verbeulter Stahlhelm. „Laß", sagt eine, „wir wollen weiter. Es ist nicht recht, wenn wir hier herumkramen. . ." Da schreit Lotte leise auf, Sie hat eine Brieftasche gefunden, eine kleine braune Brieftasche, ganz verschimmelt. Ein Blatt Papier liegt darin mit ein paar Worten. Mit Mühe entziffern wir die verwaschene Schrift: „Bei Pergine, 17. September 1917. Meine liebe Mutter!" Sonst nichts.

Wir starren auf das Blatt. Wo ist der Schreiber? Hat er den Zettel verloren? ist er gefallen? Über Jahre hinweg rührt uns das Geschehen des großen Krieges stark und unmittelbar an. Still legen wir die Tasche wieder zurück. Wir mögen sie nicht mitnehmen, denn hier gehört sie her und nirgends sonst.

S. H.

Auf den Schlachtfeldern von Verdun.

Am Morgen sind wir von Verdun durch das hügelige Land, vorbei an dem Trichterfeld des großen Krieges, vorbei an den Friedhöfen und Denkmälern nach Douaumont gefahren. In dem fahlen Licht der Gebeinshalle sind wir an den Sarkophagen vorbeigeschritten und aus der tiefen Stille der Halle auf die Terrasse herausgetreten. Den ganzen Berg hinunter, Kreuz an Kreuz, Soldatengräber. 520 000 Mann liegen hier begraben. Ganz klein haben wir uns angesichts dieses Totenfeldes geführt.

Unten am Ende des Berges, bei dem Denkmal des französischen Deputierten machten wir halt und blickten den Berg hinauf über die Unendlichkeit der Gräber hinweg auf die Halle der Gebeine.

Mit uns kam eine Gruppe ehemaliger französischer Frontkämpfer, zum Teil Leute aus dem Norden, Bauern und Landarbeiter. Hier im Angesicht des Opfertodes sprechen wir über den Krieg.

Der Krieg ist schlecht, sagt ein alter Bauer. Er zerstört das Land und macht die Leute arm. — Wer den Krieg mitgemacht hat, haßt ihn, sagt ein anderer. Alle, die hier liegen, sind gefallen, weil sie den Frieden wollten. Wir Franzosen wollen den Frieden. — Dabei sieht er uns an.

Wir erklären ihm, daß wir noch mehr den Frieden brauchen als Frankreich.

„Ja, ihr", antwortet er, „aber Hitler". Er ist doch für den Krieg. Wir sind nicht überrascht, denn wir haben diese Meinung während unserer Fahrt schon mehr als einmal gehört. Wir erklären den Franzosen, daß Hitler nur den Frieden will, daß er nur das will, was Deutschland will, denn er ist Deutschland.

Ein alter Bauer sagt nach einigem Überlegen: „Wir können uns das auch schlecht denken, daß er den Krieg will, denn Hitler war ja selbst Soldat. Er hat all das furchtbare mitgemacht. Er kann nicht noch einmal so einen Krieg wollen. Unsere Zeitungen sagen immer: Hitler will den Krieg, deshalb müssen unsere Söhne länger dienen. Wir sind Soldaten seit 1914. Unsere Söhne müssen immer Soldat sein. Wir sind alt geworden. Keiner ist da, der uns hilft. Unsere Äcker verkommen. Und jetzt muß bei euch auch jeder wieder Soldat werden, so gibt es nie Frieden.

Er schweigt verbittert.

Einer von uns fragt: „Ihr braucht eure Soldaten für den Frieden?" „Ja" sagen die Bauern. „Nun, wir brauchen auch Soldaten für den Frieden.

Da schütteln sie mit ihren Köpfen. Nein, ihr braucht ja gar nicht erst Soldaten zu werden, ihr seid doch Soldaten.

Sie sagen dies nicht mit Haß oder Mißachtung, nein ein ganz Teil Hochachtung liegt in ihren Worten.

Will man uns denn nie verstehen? Will man diese Spannung für alle Ewigkeiten bestehen lassen? Die junge Generation in beiden Ländern hat noch viel Arbeit zu leisten bis der Tag kommt, an dem sich beide Völker die Hand reichen zur verständnisvollen Arbeit für den Frieden Europas.

Das Antlitz Deutschlands.

Im Süden die Berge! — Zyklopische Massen hochauf in den Himmel ragend. So, als wollten sie der Sonne, der Heiterkeit des Südens, den Zutritt verwehren.

Im Norden das Meer! — Das urewige, weite, wogende, brausende Meer. Unausdenkbar in seiner Weite. Geheimnisvoll in seiner majestätischen Ruhe und beängstigend mit seinem oft bleigrauen, Sturm und Untergang verheißenden Himmel.

Dazwischen die Landschaft der Mitte! — Die Landschaft der Flüsse, der Täler, der Wälder und lieblichen Mittelgebirge: Taunus, Harz, Fichtelgebirge, Spessart, Steigerwald, Odenwald, Schwarzwald, das Siebengebirge! — Das Antlitz der Heimat!

Von Oberstdorf kommend, durchwanderte ich das Einödsbacher Tal, stand wenige Stunden später 1124 Meter über dem Meere im Schatten der alten malerischen Einödsbacher Kapelle und schaute hinauf zu dem überwältigenden Massiv der Trettach und Mädelegabel, deren Spitze 2600 Meter hoch in den blauen Himmel ragt.

Ich bin ein Kind der Berge, Tirol, der Wilde Kaiser, ist mir zur Wahlheimat geworden. Ihm gehört meine Heimatliebe. Aber wenn ich den Zauber der wilden, zerklüfteten Bergwelt so recht auskosten will, dann kehre ich in Einödsbach ein und grüße die erhaben-heroischen Felswände der Allgäuer Alpen. Am Morgen liegt der Schatten tief im Tal, bis endlich die Sonne über die Zinnen steigt und am Abend rotglühend auf den nackten, zerrissenen Wänden ruht. Silbern leuchtet, vom Mondschein erhellt, das zerklüftete Gestein. Hell erglänzt weithin der ewige Firnenschnee, und das Bergkreuz wirft einen langen Schatten. Weit hinauf dehnen sich die saftigen Matten, und die vielbunte Flora zaubert einen Märchenteppich aus Blau und Gold in verschwenderischer Pracht hervor. Immerzu rauschen die wilden Wasser, immerzu läuten die Glocken der grasenden Herde. Im Talkessel liegen, breit ausgebaut, Wohlstand verratend, Behaglichkeit verheißend das alte Berggasthaus und die kleine Kapelle mit der silbernen Glocke im Turm.

Hier, in diesem südlichsten Winkel Deutschlands, scheint die Welt zu Ende. Kein Paß führt über das Kar in nachbarliches Gelände. Nur gefahrvolle Jägersteige münden irgendwo in den Latschen unter einem Gipfel, über dem heute noch der seltene Stein- und Königsadler kreist. Ich kam vom „Hohen Licht", vom „Bockarskopf" herab. Von der Höhensonne verbrannt. Vom Klettern im Gestein zerschunden. Da fand ich zufällig alte liebe Bekannte und Bergfreunde im fröhlichen Kreise bei goldklarem Terlaner Wein. Ihre Reise kam aus südlichen Zonen und ging zurück in die Heimat: Sylt.

Ein Wunder geschah! Einen Tag, eine Nacht sangen die Räder des Zuges ihre klopfende Melodie, und am nächsten Tag brausten die wilden Wasser der Nordsee um mein Ohr ...

Sylt! Noch hielten die Berge all meine Sinne im Bann, und schon grüßte mein Herz, eine neue, nie geschaute Welt: das Meer! Um mich brausende, brandende, urewige Melodie. Schäumende Wellen, leuchtender Strand. Kaum Heidekraut. Kaum Vogellaute. Nur endloser Himmel, endloses Wasser und ganz fern im Norden die Umrisse eines Leuchtturmes.

List! Der nördlichste und kleinste Hort deutscher Kultur. Die Häuser, die Möbel, der Hausrat sprechen und künden von einer großen Vergangenheit. Schwerblütig, hart und in sich abgeschlossen geht der Nordfriese an seine Arbeit. Hängt die Netze zwischen den Masten zum Trocknen auf. Die Spule fliegt von Hand zu Hand. Über seine Lippen kommt selten ein lustig Lied.

Im Süden, im Norden verschwiegene, in sich gekehrte Menschen. Uralte Geschlechter. Hüter der Grenze. Seit Generationen immer auf gleichem Fleck, gleichem Hof hausend, mit dem ewigen Rhythmus der Landschaft im Blute.

Sylt! Wogendes Meer. Unendlicher Himmel mit einer weißen Wolke im Zenit. Hünengräber im blühenden Heidekraut. Und über allem, über Landschaft, Mensch und weidender Herde, die urewige, brausende Melodie des Meeres.

Einödsbach! Erhabene Kathedrale unsichtbarer Schöpferhände. Bergwind: „wie eine Orgel braust", und im Tal die Stille letzter Einsamkeit. Nur die kleine Glocke kündet, daß Menschen ihres Rufes harren.

Deutschland im Norden durch das wogende Meer von der Welt abgeschieden. Im Süden durch zyklopische Massen vom südländischen Zauber und der leuchtenden Sonne getrennt, vom Schicksal auf das Feld der Mitte zwischen Fels und Meer gebannt.

Schriftleitung: Herbert Poch, verantwortlich: Ernst Hempel, beide in Bromberg.